

(Nachdruck verboten.)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

60]

„Ja, es ist mir bequemer; ich bin so mit Taras zusammen,“ sagte Rechljudow. „Ja, und noch etwas,“ fügte er hinzu; „bis jetzt habe ich in Kusminskoie das Land den Bauern nicht abgetreten, so daß im Fall meines Todes Deine Kinder es erben.“

„Dmitri, hör' auf,“ sagte Natalie Zwanowna.

„Wenn ich es aber abtrete, so kann ich doch eins sagen — das ist, daß das übrige ihnen zufallen wird, da ich kaum heiraten werde. Und wenn ich heirate, so werden keine Kinder kommen . . . so daß . . .“

„Dmitri, bitte, sprich doch nicht so,“ sagte Natalie Zwanowna; aber dabei sah Rechljudow, daß sie froh war, das zu hören, was er sagte.

Vorne vor der ersten Klasse stand nur ein kleiner Haufen Leute, die immer noch auf den Waggon blickten, in den man die Fürstin Kortschagina hineingetragen hatte. Das übrige Publikum war schon sämtlich auf seinen Plätzen. Verspätete Fahrgäste liefen mit Geklapper geschwind auf den Brettern des Perrons entlang, die Schaffner schlugen die Thüren zu und forderten die Passagiere auf, Platz zu nehmen, und die Begleiter, hinauszugehen.

Rechljudow trat in den von der Sonne gewärmten, heißen und stinkenden Wagen und trat sofort auf die Plattform.

Natalie Zwanowna stand in ihrem modernen Hut und Umhang mit Grafena Petrowna vor dem Waggon, suchte augenscheinlich einen Gesprächsstoff und fand ihn nicht. Sie konnte sogar nicht einmal sagen: „Schreib auch mal“, weil sie schon lange mit ihrem Bruder über diese gewöhnliche Phrase der Abreisenden sich lustig gemacht hatte. Das Gespräch über Geldangelegenheiten und die Erbschaft hatte mit einem Male die zärtlichen geschwisterlichen Beziehungen, die sich wieder zwischen ihnen einstellen wollten, zerstört. Sie fühlten sich jetzt einander entfremdet. So war denn Natalie Zwanowna froh, als der Zug sich in Bewegung setzte, und sie nur kopfnickend mit traurigem und freundlichem Gesicht sagen konnte: „Leb wohl, leb wohl, Dmitri!“ Aber sobald der Wagen abgefahren war, dachte sie daran, wie sie ihrem Manne das Gespräch mit dem Bruder mitteilen würde, und ihr Gesicht wurde ernst und bekümmert.

Und Rechljudow hatte jetzt, trotzdem er nur die allerbesten Gefühle für seine Schwester hegte, eine schwere, unbehagliche Empfindung von ihr, und hatte den Wunsch, bald von ihr loszukommen. Er fühlte, daß es die Natalie nicht mehr gab, die ihm einst so nahe gestanden hatte, sondern daß nur noch die Sklavin des ihm fremden und unangenehmen, schwarzen, haarigen Manns vorhanden war. Er sah das klar, weil ihr Gesicht mit besonderer Lebhaftigkeit sich nur dann erhellt hatte, wenn er von Dingen sprach, mit denen sich ihr Mann beschäftigte — von der Abtretung des Lands an die Bauern und von der Erbschaft. Und das war ihm schmerzlich.

Vierzigstes Kapitel.

Die Hitze in dem großen Waggon dritter Klasse, der den ganzen Tag lang von der Sonne durchglüht und voller Menschen war, erwies sich als so bedrückend, daß Rechljudow nicht in den Waggon ging, sondern auf der Plattform blieb. Aber auch hier konnte man nicht atmen; Rechljudow atmete aus voller Brust erst dann auf, als die Waggons zwischen den Häusern hindurchgerollt waren und ein frischer Zugwind wehte. „Ja, sie haben ihn umgebracht,“ wiederholte er bei sich die Worte, die er seiner Schwester gesagt. Und vor seine Einbildungskraft trat von allen Eindrücken des heutigen Tags mit ungewöhnlicher Klarheit das schöne Gesicht des zweiten Sträflings mit lächelnden Lippen, dem strengen Ausdruck der Stirn und dem kleinen festen Ohr am rasierten bläulichen Kopf. „Was aber am allerschrecklichsten ist, ist, daß sie ihn getötet haben, und daß niemand weiß, wer ihn getötet hat. Getötet haben sie ihn. Hinausgeführt hat man ihn wie alle Gefangenen auf Geheiß Maslennikows. Maslennikow hat seine gewöhnlichen Anordnungen getroffen, ein Papier mit gedrucktem Titelpf mit seinem albernem

Namenszug unterzeichnet und zu guter Letzt hält sich nun niemand für schuldig. Noch weniger kann sich der Gefängnisarzt, der die Gefangenen untersucht hat, für schuldig halten. Er hat genau seine Schuldigkeit gethan, hat die Schwachen abgefordert und konnte unmöglich diese fürchterliche Hitze noch den Umständen voraussehen, daß man sie so spät und in einem solchen Haufen fortführen würde. Der Inspektor? . . . der Inspektor hat nur die Vorschrift erfüllt, daß an einem solchen Tage so und so viele Zwangsarbeiter, Verbannte, Männer und Frauen, abgefertigt werden sollen. Ebenfalls kann nicht schuldig sein der Eskorte-Offizier, dessen Aufgabe darin bestand, daß er hier so und so viele Leute aufnahm und dort eben so viele ablieserte. Er hatte den Zug so geführt, wie es üblich ist und wie es bestimmt war, und niemand konnte voraussehen, daß so starke Leute wie die beiden, welche Rechljudow gesehen, es nicht aushalten und sterben würden. Niemand ist schuldig — aber die Menschen sind trotz alledem von eben diesen an ihrem Tode unschuldigen Leuten getötet worden.“

„Alles das ist daher gekommen,“ dachte Rechljudow, „daß all diese Leute, Gouverneure, Inspektoren, Polizeibeamte und Schutzleute, glauben, es gäbe Umstände im Leben, unter denen ein unmittelbares Verhältnis des Menschen zum Mitmenschen nicht notwendig sei. Alle diese Menschen von Maslennikow an bis zum Eskorte-Offizier würden, wenn sie nicht Beamte gewesen wären, zwanzigmal gedacht haben, es sei ganz unmöglich, den Zug bei solcher Hitze marschieren zu lassen; würden zwanzigmal unterwegs Halt gemacht haben, und wenn sie gesehen, daß ein Gefangener schwach wurde oder den Atem verlor, ihn haben austreten lassen, ihn in den Schatten geführt, ihm Wasser zu trinken gegeben und, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre, ihm Mitleid bezeugt haben. Sie haben aber nichts von alledem gethan, sondern haben sogar andre gehindert, es zu thun; und das ist geschehen, weil sie nicht Menschen vor sich sahen und ihre Pflichten gegen sie, sondern nur den Dienst mit seinen Anforderungen, die sie höher als die Gebote der Menschlichkeit stellen. Darin liegt alles,“ dachte Rechljudow. „Wenn es möglich wäre zu glauben, daß irgend etwas, was es auch sei, wichtiger wäre als das Gefühl der Menschenliebe, wenn auch nur für eine Stunde, wenn auch nur in einem einzigen Fall — so gäbe es kein Verbrechen, das man nicht an Menschen verüben könnte, ohne sich für schuldig zu halten.“

Rechljudow dachte so angestrengt nach, daß er gar nicht bemerkte, wie das Wetter sich änderte. Die Sonne verschwand hinter einer tief hängenden, zerrissenen Wolke, und vom westlichen Horizonte bewegte sich ein kompakter hellgrauer Wolkennäuel heran, der dort irgendwo in der Ferne über Feldern und Wäldern schon in einem schrägen, ausgiebigen Regen ausloß. Von der Wolke ging feuchte Regengluft aus. Wiswelen zerteilten Blitze die Wolken, und mit dem Donner der Eisenbahnwagen vermengte sich immer häufiger und häufiger das Rollen wirklichen Donners. Die Wolken rückten näher und näher; schräge, vom Winde getriebene Regentropfen begannen die Plattform und Rechljudows Leberzieher mit Flecken zu bedecken. Er ging auf die andre Seite hinüber, atmete die frische Feuchtigkeit und den nahhaften Duft der schon lange auf Regen wartenden Erde ein und schaute auf die vorüberziehenden Gärten, Wälder, gelblichen Getreidfelder, noch grünen Haferstreifen und schwarzen Furchen zwischen dunkelgrünen blühenden Kartoffeln. Alles war gleichsam mit einem Firnis überzogen: das Grün wurde grüner, das Gelb gelber, das Schwarz schwärzer.

„Mehr, immer mehr,“ sagte Rechljudow und freute sich über die Felder, Gärten und Gemüsegärten, die unter dem wohlthätigen Regen auflebten.

Der starke Regen hielt nicht lange an. Die Wolke war teils ausgeflossen, teils vorübergetrieben und auf den feuchten Boden fielen schon die letzten, geraden, dichten feinen Tropfen. Die Sonne schaute wieder hervor, alles erglänzte und im Osten überspannte den Horizont ein nicht hoher, aber heller Regenbogen mit hervortretend violetter Farbe, die nur an einem Ende unterbrochen wurde.

„Ja, woran dachte ich doch noch?“ fragte sich Rechljudow, als alle diese Veränderungen in der Natur zu Ende waren

und der Zug in eine Thalmulde mit steilen Böschungen hinabrollte: „Ja, ich dachte daran, daß alle diese Leute: der Inspektor, die Eskortsoldaten, alle die Angestellten — größten- theils sanfte, gute Menschen —, böse geworden sind, nur weil sie dienen.“

Er dachte an die Gleichgültigkeit Maslennitkows, als er ihm davon erzählte, was im Gefängnis geschähe, an die Strenge des Inspektors, die Grausamkeit des Eskorte-Offiziers, der den einen Sträfling nicht auf den Wagen hinaufsteigen ließ und nicht acht darauf gab, daß sich im Zuge ein Weib mit Geburtswehen quälte. Alle diese Leute waren augenscheinlich für Gefühle der Menschlichkeit ebensowenig zugänglich „wie diese aufgeweichte Erde für den Regen,“ dachte Rechljudow mit einem Blick auf die mit verschiedenfarbigen Steinen belegte Böschung der Mulde, auf der das Regenwasser nicht in die Erde eindrang, sondern in kleinen Bächen herabfloß. „Vielleicht ist es nötig, die Böschungen mit Steinen zu pflastern, aber es bleibt ein trauriger Anblick, diesen allen Wachstums baren Boden anzusehen, der Getreide, Gras, Sträucher, Bäume wie die oberhalb der Böschung hervorbringen könnte. Dasselbe ist auch mit dem Menschen der Fall,“ dachte Rechljudow; vielleicht sind auch Gouverneur, Inspektoren und Polizisten erforderlich, aber es ist doch ein schrecklicher Anblick, Menschen zu sehen, die die ersten menschlichen Eigenschaften, Liebe und Mitleid für andre, entbehren.

„Das alles kommt daher,“ dachte Rechljudow, „daß diese Menschen etwas als Gesetz anerkennen, was kein Gesetz ist; das aber, was als ewiges, unveränderliches Gesetz von Gott selbst in das Menschenherz eingeschrieben ist, — das erkennen sie nicht als Gesetz an. Gerade deswegen ist mir gewöhnlich so schwer vor diesen Leuten,“ dachte Rechljudow. „Ich fürchte mich vor ihnen. Und wirklich sind die Leute schrecklich. Sie sind schrecklicher als Räuber. Der Räuber kann immer noch Mitleid empfinden — diese Leute aber nicht —: sie sind dem Mitleid unzugänglich, wie Steine dem Wachstum. Und eben deswegen sind sie schrecklich. Man sagt, die Pugatschew, Stenka Rasin usw. sind schrecklich. Aber jene sind tausendmal schrecklicher,“ dachte er weiter; wenn das psychologische Problem gestellt würde: wie ist es einzurichten, daß Menschen unsrer Zeit, Christen, humane, schlichte, gute Menschen die schrecklichsten Verbrechen verüben, ohne sich dabei für schuldig zu halten, so giebt es nur eine Lösung: es soll eben so sein, wie es ist; die Menschen sollen Gouverneure, Inspektoren, Offiziere, Polizisten sein, das heißt sie sollen erstens die Ueberzeugung haben, daß es eine Thätigkeit geben muß, die Staatsdienst heißt, bei welcher man seine Mitmenschen wie Sachen, ohne menschliches, brüderliches Gefühl gegen sie, behandeln darf. Zweitens sollen die Menschen durch diesen Staatsdienst so in Anspruch genommen sein, daß die Verantwortung für die Folgen ihrer Thaten den Menschen gegenüber auf keinen einzelnen von ihnen fällt. Außer diesen Bedingungen giebt es keine Möglichkeit, in unsrer Zeit so schreckliche Dinge auszuüben wie die, welche ich heute gesehen. Die ganze Sache ist die, daß die Menschen glauben, es gäbe Verhältnisse, in denen man mit einem Menschen ohne Liebe verkehren könnte; aber solche Verhältnisse giebt es nicht. Mit Sachen kann man ohne Liebe verkehren; man kann Bäume fällen, Ziegel brennen und Eisen schmieden ohne Liebe; aber mit Menschen kann man ebensowenig ohne Liebe umgehen, wie man mit Bienen ohne Vorsicht umgehen kann. Die Eigenschaft der Bienen ist einmal so. Wenn man mit ihnen ohne Vorsicht umgeht, so schadet man sich. Dasselbe ist auch bei den Menschen der Fall. Und das kann nicht anders sein, weil gegenseitige Liebe unter den Menschen das Grundgesetz des menschlichen Lebens ist. Es ist richtig, daß ein Mensch sich nicht zur Liebe zwingen kann; aber daraus folgt nicht, daß man mit Menschen ohne Liebe umgehen kann, besonders wenn man etwas von ihnen verlangt. Empfindest du keine Liebe zu den Menschen, so sitz' still da, dachte Rechljudow, und wandte sich an sich selbst: beschäftige dich mit Dingen, mit denen du willst, aber nur nicht mit Menschen! Wie man ohne Nachteil und mit Nutzen nur dann essen kann, wenn man essen mag, so kann man auch mit Menschen ohne Nachteil und mit Nutzen nur dann verkehren, wenn man sie liebt. Erlaub dir nur einmal, mit Menschen ohne Liebe umzugehen, wie du gestern mit deinem Schwager umgegangen bist, — so giebt es keine Grenzen für die Grausamkeit und das tierische Verhalten gegen andre, wie ich das heute gesehen habe, und keine Grenzen für das eigne Leid, wie ich aus meinem ganzen Leben erfahren habe. Ja, ja, das ist so, dachte Rechljudow. „Das ist gut, gut!“ wieder-

holte er sich und empfand den doppelten Genuß einer Abkühlung nach der qualenden Hitze und des Bewußtseins, den höchsten Grad von Klarheit in einer Frage erreicht zu haben, die ihn schon lange beschäftigte.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Waggon, in dem sich Rechljudows Platz befand, war halb voller Volk. Da waren Bediente, Meister, Fabrikarbeiter, Fleischer, Juden, Commis, Weiber, Arbeiterfrauen, es war ein Soldat da und zwei Damen, eine junge, die andre bejahrt, mit Armbändern am entblößten Arm, und ein streng aussehender Herr mit einer Kofarbe an der schwarzen Mütze. Alle diese Leute hatten sich nach der Anstrengung der Platzverteilung beruhigt und saßen friedlich da: der eine knabberte Sonnenblumenkerne, der andre rauchte Cigaretten, der dritte führte eine lebhaftere Unterhaltung mit seinem Nachbar.

Tarax saß mit glücklichem Gesicht rechts vom Durchgang, beharrte einen Platz für Rechljudow auf und unterhielt sich lebhaft mit einem ihm gegenüberstehenden, muskulösen Mann in aufgeklopftem Tuchunterkleid — wie Rechljudow dann erfuhr, einem Gärtner, der auf seine Stelle fuhr. Rechljudow ging nicht bis zu Tarax hin, sondern blieb im Durchgang neben einem Greis von achtungsgebietendem Aussehen mit weißem Bart im Mantelunterzieher stehen, der mit einer jungen Frau in bauerlicher Kleidung sprach. Neben der Frau saß ein siebenjähriges Mädchen, das mit den Füßen nicht auf den Fußboden reichte; es hatte einen neuen Sarafan an, trug ein Pöpschen von fast weißer Farbe und knabberte ununterbrochen Sonnenblumenkerne. Nach einem Blick auf Rechljudow nahm der Greis den Schoß seines Unterziehers von der glänzenden Bank, auf der er allein saß, und sagte freundlich:

„Bitte, nehmen Sie Platz.“

Rechljudow dankte und setzte sich auf den angewiesenen Platz. Sobald Rechljudow sich hingesetzt hatte, fuhr die Frau mit ihrer unterbrochenen Erzählung fort. Sie erzählte, wie ihr Mann, von dem sie jetzt zurückkehrte, sie in der Stadt aufgenommen hätte.

„Ich war um Fastnacht da, und jetzt hat Gott mich wieder hingeführt,“ sagte sie. „So Gott will, sehen wir uns um Weihnachten wieder.“

„Das ist schön,“ sagte der Greis mit einem Blick auf Rechljudow, „man muß ab und zu einmal nachsehen, sonst verbummelt so ein junger Mensch, der in der Stadt lebt.“

„Nein, Großvater, der meinte ich nicht so euer. Er macht keine Dummheiten wie ein hübsches Mädchen. Alles Geld bis auf den letzten Kopfen schickt er nach Hause. War über das Mädchen froh, so froh, daß ich's nicht sagen kann,“ meinte die Frau lächelnd.

Das kleine Mädchen spuckte Sonnenblumenkerne aus, hörte der Mutter zu und blickte, gleichsam zur Bestätigung der Worte ihrer Mutter, mit ruhigen, verständigen Augen in das Gesicht des Greises und Rechljudows.

„Ist er verständig, so ist es um so besser,“ sagte der Alte. „Damit giebt er sich doch nicht ab?“ fügte er hinzu und deutete mit den Augen auf ein Pärchen: einen Mann und eine Frau, augenscheinlich Fabrikarbeiter, die auf der andern Seite des Durchgangs saßen.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkungen zur modernen Regie.

Die Arbeit des Schauspielers wird in der Offenlichkeit meist nur flüchtig gewürdigt. Wir kennen die Gründe dieser Erscheinung und haben sie an dieser Stelle auch ausgesprochen. Trotzdem aber ist der Schauspieler ein reicher Mann, wenn er mit dem Regisseur verglichen wird. Der Regisseur leitet die Proben, ist wochenlang, von den ersten Anfängen der Komödie bis zum Abend der Auf- führung in angestrengtester Thätigkeit und führt trotzdem in der Presse ein mehr als bescheidenes Dasein. Es ist schon etwas, wenn seine Arbeit überhaupt erwähnt wird, sei es auch nur in der allgemeinsten Form. Nur wenn sich irgend ein Möbel, das nicht fälgerecht ist, auf die Bühne verirrt hat, findet sich immer jemand, der mahnend den Finger erhebt. Wir wollen damit niemand einer Vorwurf machen, um so weniger, als wir selbst oft genug in der Lage waren, uns mit allgemeinen Redewendungen zu begnügen. Die Tageskritik kann über ihre Existenzbedingungen nicht hinaus. Wer selbst vom Handwerk ist, weiß das und verlernt das billige Schelten.

Eine andre Frage ist es, ob man in den literarischen Zeit-

schriften der Regie nicht etwas mehr Aufmerksamkeit zuwenden müßte. Man braucht freilich nur die Forderung zu erheben, um sofort auf eine ganze Reihe von Schwierigkeiten zu stoßen. Zunächst kann die Arbeit des Regisseurs nicht nach der fertigen Vorstellung gewürdigt werden. Nur wenn sie ganz ungewöhnlich schlecht ausgefallen ist, werden am Abend ihre Mängel offenbar. In allen anderen Fällen kann man sich während der Vorstellung gar nicht darüber klar werden, was aus dem Stücke hätte werden können, wenn es in anderer Weise inszeniert worden wäre. Man muß den Proben beiwohnen, um zu einem Urteil zu kommen und zwar besonders den ersten Proben. Daß man auch die Dichtung kennen muß, versteht sich von selbst. Leicht wird es also nicht sein, zu greifbaren Resultaten zu kommen.

Der Streit um die Regie beginnt gewöhnlich schon, wenn man ihre Aufgaben präzisieren will. Während die einen den Regisseur zu einem allmächtigen Wesen machen möchten, wollen die anderen ihm nicht viel mehr gestatten, als daß er über die Außerlichkeiten der Aufführung wacht. Vielleicht kommt man dem richtigen Verhältnis am nächsten, wenn man dem Regisseur das überträgt, was der Schauspieler schlechterdings nicht beachten kann. Der Schauspieler kann seine Rolle gestalten und darstellen. Er kann aber nicht die Situation überschauen, in der er selbst steht, und kann es um so weniger, je mehr sein Spiel ihn fortzieht. Lassen wir also den Regisseur für die Situationen sorgen, während wir dem Darsteller jede Freiheit lassen, die sich mit der Totalität des Stücks verträgt. Es mag viele geben, die das für eine bescheidene Forderung halten und doch ist damit mehr gefordert, als heute in den meisten Fällen geleistet wird. Die Sorge um das Bühnenbild, soweit es durch die Gruppierung der Schauspieler ausgedrückt wird, erfordert Geist, Empfindung, Verständnis. Sofern das Bühnenbild von Dekorationen und Außerlichkeiten abhängig ist, kann es auch durch bloße Routine geschaffen werden und kann es um so eher, als wenigstens die modernen Dichter mit scenarischen Anmerkungen nicht sparsam sind.

Der Milieuregisseur kommt über die Anfänge seiner Arbeit nicht hinaus, und ich fürchte sehr, daß wir heute mehr Milieuregisseure haben als andre. Gerade weil es so verhältnismäßig billig ist, ein „stimmungsvolles“ Milieu herzustellen, wird es von den modernen Bühnen mit so großem Eifer gethan. Die Dinge liegen hier ähnlich wie in Bezug auf die „Natürlichkeit“ des Schauspielers. Wir leiden an einem zuviel. Im modernen Stück, wo man der Wirklichkeit sehr nahe kommen kann, fällt es nicht so peinlich auf. Eine Destille, eine Verbrechertweipe, ein Salon, ein kleinbürgerliches Wohnzimmer: das alles läßt sich schließlich bis in die kleinsten Details hinein herrichten und mag also auch bis in die kleinsten Details hergerichtet werden. Einen Triumph der Kunst sehen wir freilich nicht darin, wenn beispielsweise eine Verbrechertweipe auf der Bühne so „echt“ wirkt, daß man sich unwillkürlich nach einem Schutzmantel umsieht. Es ist ein Mittel, die dichterische Wirkung zu steigern, aber ein kleines Mittel, ein stimmunggebendes Moment, eine Nebenrolle, die sich niemals prahlend als Hauptsache gebärden darf. Das Drama hat nicht die Aufgabe und wird nie die Aufgabe haben, ein Milieu zu schildern. Man kann den hohen Stand der Technik beinahe bedauern, der unsre Bühnen in den Stand setzt, selbst die verwegensten Forderungen der Dichter zu erfüllen. Ich denke hierbei nicht an die unendliche schädliche Wirkung auf das Publikum, das schließlich kein Stück mehr sehen will, in dem es nicht in des Worts verwegenster Bedeutung auch wirklich etwas zu „sehen“ giebt. Ich denke in erster Linie an die Rückwirkung auf das Drama, das auf Seitenwege gelockt wird, obwohl es den Weg der Höhe zu wandern gilt. Daß auch die Regie, die sich in solchen Dingen erschöpft, schließlich in Formalismus und „intimen“ Außerlichkeiten verkommen muß, versteht sich am Rande. Ja, es braucht mit den Außerlichkeiten nicht einmal sein Bewenden zu haben — die Regie kann verrohen und ist zum Teil schon verroht.

Wer mir's nicht glauben will, mag sich einmal im Schauspielhaus das „Winternächten“ ansehen, das wie ein Ausstattungsstück des Central-Theaters gegeben wird. An Shakespeare haben die Milieuregisseure und Dekorationsmaler überhaupt am blutigsten gesündigt. Was im modernen Stück erträglich ist, wird hier zur lächerlichen Farce. Man braucht nur an Shakespeare zu denken, um sofort die Grenzen dieser äußerlichen Regie mit Händen zu greifen. In Shakespeares Dramen ist viel Glanz und Pracht und so mag man auch unser Auge erfreuen, wo es angebracht ist. Wenn Macbeth Tafel hält, mag der Saal immerhin von Kraft und einer gewissen barbarischen Pracht zeugen. Man versuche aber nicht, uns die grandiosen landschaftlichen Stimmungen der ersten Scenen durch bemalten Plunder zu geben. Die triste Unendlichkeit der Heide kann nur durch das Wort des Dichters, nicht aber durch die groben Künste des Theatermalers auf die Bühne gebracht werden. Man verführe uns endlich mit den grotesken Theater-schlachten, Theaterbelagerungen usw., die uns so entsetzlich peinlich zum Bewußtsein bringen, daß wir im Theater sind. Man revidiere die Meininger Regiebücher, die man so fleißig braucht. Ein Theaterdirektor, der in der klassischen Komödie den Mut zur Einfachheit besäße, könnte sich ein Verdienst erwerben, das ihm so bald nicht vergessen werden dürfte. Er könnte auch Geld sparen, was für Direktoren doch ein zureichender ästhetischer Grund zu sein pflegt. Wir lehnen nach Einfachheit, wie man sich nach dem Meer sehnt, wenn man sich an den geschwinkten Lügen der Großstadt übernommen hat.

Jene äußerliche Regie also müßte fallen, um einer Regie zu weichen, die sich mit den Situationen befaßt. Es ist ein Irrtum, daß man Stimmung hervorruft, wenn man die Lampen herabschraubt. Es wird nur dunkel und kein Hauch von Stimmung kommt auf die Bühne, wenn Worte, die im verschwiegenen Hintergrund gesprochen werden sollten, nicht auch thatsächlich dort gesprochen werden. Man verlangt von einem Stellungswechsel auf der Bühne zu wenig, wenn man nur verlangt, daß er möglich sei. Er muß darüber hinaus etwas sagen; er ist ein Moment der Darstellung, das die dichterische Wirkung vertiefen muß und in diesem Sinne fordert man sehr viel, wenn man von der Regie künstlerisch empfundene und künstlerisch durchdachte Situationen fordert. Was uns noluit, sind Arbeiten, die eine bestimmte moderne Dichtung sozusagen in Regie umsetzen. Die wechselnden Stellungen müssen in psychologischen Sinn, in ihre psychologische Notwendigkeit aufgelöst werden. Es ist das keine leichte Arbeit und insofern auch keine dankbare, als das Publikum lieber sieht, daß ein Regisseur andächtig schwärmt, als daß er gut handelt. Es giebt aber keinen andern Weg, der in fruchtbares Land führt. Wir müssen uns also wohl entschließen, ihn zu wandern. —
Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Die deutschen Vornamen. Die „Wiener Abendpost“ schreibt: Alle civilisirten Nationen benennen das einzelne Individuum zu seiner bürgerlichen Identifizierung heute mit einem oder mehreren Vornamen und einem oder mehreren Zunamen; nur auf Island hat sich dieser Brauch noch nicht eingelebt. Der Zuname verknüpft uns mit der Vergangenheit und auch äußerlich mit der Familie der Gegenwart, aber der Vorname ist eminent persönlich. Ein Büchlein von Dr. Robert Franz Arnold belehrt uns über deutsche Vornamen. Es gab einen riesenhaften Vorrat von altdeutschen Personennamen im frühen Mittelalter, etwa 7000. Wenige sind davon bis auf uns gelangt. Von den altdeutschen Frauennamen ist derzeit kaum mehr als ein Duzend im Gebrauche: Adelheid, Amalie, Bertha, Clotilde, Emma, Gertrud, Gisela, Hedwig, Hildegarde, Ida, Mathilde, Ottilie. Der „eiserne Bestand“ der Männernamen ist: Friedrich, Heinrich, Hermann, Karl u. a. Erst die Renaissance brachte die Namen Julius und August. Im protestantischen Deutschland waren bis ins 19. Jahrhundert alttestamentarische Namen beliebt: Nathan, Adam, Jakob, Ephraim, Abraham, David, Salomon; dem katholischen Deutschland gehören an: Ignaz, Aaber, Urban, Sylvester, Venedikt, Dominik, Alois, Gregor. Heute sind etwa 300 Namen den gebildeten Ständen der Deutschen geläufig. Adolph und Albrecht stammen aus der schweizerischen Heimat des Habsburgischen Geschlechts, Maximilian und Ferdinand kamen im 16., Joseph im 17., Theresie im 18., Elisabeth, Gisela, Valerie, Stephanie im 19. Jahrhundert hinzu. Arthur geht auf Wellington, Alexander auf den russischen Mitkämpfer in den Befreiungskriegen zurück. Vorher standen diese Vornamen kaum in Uebung. Die literarische Hilfe spendete Oskar und Malvine in den Tagen der Ostian-Schwärmer; Selma ist Klopstock's; Scott brachte Flora und Richard in Schwang; Schiller dankt man neben andern Thella und Roderich, Goethe Gretchen, Erwin (Erwin und Elmire) und Ottilie; Richard Wagner; Elsa! Aufschlußreich sind die Ergebnisse der in den westlichen Bezirken Wiens an mehreren Volksschulen vorgenommenen Namenszählungen. Unter 550 Knaben: 70 Karl, 46 Franz, Joseph, 44 Johann, 26 Rudolph, 24 Leopold, 19 Otto, 16 Friedrich, 13 Ferdinand, 12 Alfred, Anton, Ludwig, Gustav, Heinrich, Robert Wilhelm, 11 Oskar. Unter 550 Mädchen: 91 Marie, 52 Anna, 23 Leopoldine, 21 Hermine, 19 Katharina, Rosa, 18 Helene, 17 Theresie, 16 Josephine, 15 Johanna, 14 Margarethe, 13 Karoline, 12 Emma, Franziska, 11 Paula, 10 Stephanie. —

— P'u-hien-p'u-sa, der heilige Elefant des chinesischen Buddhistenklosters Omei, 70 Kilometer südwestlich von Tschengtsu in Szechuan, ist eine der ältesten Bronzestatuen Chinas. Der Elefant ist 33 Fuß hoch und eisprechend lang. Die Bronze ist fast so weiß wie Silber, wofür sie vom Volk auch gehalten wird, und fast 8 Centimeter dick. Das Werk ist in drei Teilen gegossen worden, Kopf und Vorderbeine, der Bauch, der Rücken und die Hinterbeine getrennt. Jeder Fuß des gewaltigen Rüsselträgers steht auf einem bronzenen Lotusblatte. Anstatt seiner Haut — des Balanins — trägt der Elefant eine riesige Lotusblume auf dem Rücken, und auf dieser thront die Gottheit Samantabhadra, aus Bronze gegossen und schwer vergoldet. Samantabhadra ist ein Gott zweiten Ranges. In Omei genießt er freilich ersten Rang, denn er ist der Schirmherr des Gebirgs und des Klosters. Chinesisch heißt er P'u-hien-p'u-sa. Wann diese kolossale Bronze gegossen wurde, weiß man nicht; man vermutet, um das Jahr 200 n. Chr. Gegossene Kupfermünzen kannten die Chinesen schon 800 v. Chr., aber Götterbilder usw., aus Bronze wurden erst geschaffen; nachdem der Buddhismus von Indien her seinen Einzug in die Nordreiche gehalten hatte. Die Ausführung des Elefanten ist naturalistisch, etwas archaisch. —

Theater

oe. Das Velvealliance-Theater beherbergt zur Veränderung jetzt eine französische Schauspiel-Gesellschaft, die sich, an Zahl gerade nicht stark, aus der Mademoiselle

Carmen Darlot vom Gymnase-Theater in Paris und zwei Herren zusammenlegt, deren Namen nichts zur Sache thun. Die Künstlerin stellt sich dem Publikum vor als Fregolina, womit sie andeuten will, daß sie es ist dem italienischen Verwandlungskünstler Fregoli nachthun kann. Sie macht den Versuch hierzu in einem Stück, worin sie einen Intermediär von der Presse in zehn verschiedenen Rollen unterhält und dem erstnamten Mann an Schluß erklärt, daß alle diese zehn Personen männlichen und weiblichen Geschlechts ihr ureigens Werk seien. Der Journalist, der bei aller Gerissenheit von so etwas natürlich keine Ahnung hatte, ist daß und über sein Erstaunen fällt der Vorhang.

Mlle. Darlot besitzt ein recht niedliches Kopiertalent, giebt in ihren Rollen als Unschuld vom Lande, als Soldat, als englische Miß usw. ein paar entsprechende Couplets zum besten und zeigt an Schluß den guten Willen, die Tänzerin Otero zu kopieren. Solche Leistungen kann man aber von deutschen Künstlerinnen mittleren Rangs ähnlich gut sehen. Zu einem Vergleich mit der erstnamlichen Geschicklichkeit des Herrn Fregoli hätte die Dame das Publikum lieber nicht herausfordern sollen.

Aus der Vorzeit.

ok. Die Entdeckung eines prähistorischen Kirchhofs. In Walsdale in Nord-Lancashire ist, wie das „Atheneum“ berichtet, kürzlich eine wichtige Entdeckung gemacht worden. In der Fairsnappe-Farm in Walsdale bemerkte man schon vor längerer Zeit im Gras der Weideplätze einen merkwürdigen Kreis. Es wurden Ausgrabungen veranstaltet, die zu dem Ergebnis führten, daß in einer Tiefe von ungefähr 4 Fuß Holzlöcher gefunden wurden, die sich abgeleitet von einem kleinen Zwischenraum an der Oberfläche, rings um den Kreis zogen. Weitere Ausgrabungen im vorigen Jahr brachten gerade im Centrum des Kreises zwei kleine Totenurnen ans Licht, die sich fast 2 Fuß unter der Oberfläche befanden. Sie waren beide 8 Zoll hoch und mit verbrannten Knochen und Holzstöße gefüllt. In diesem Jahr nun wurde der ganze Kreis, der 75 Fuß im Durchmesser hat, untersucht, da sich bereits Gerüchte über die Wichtigkeit dieser Ausgrabungen verbreitet hatten. Man fand nun einen kleineren Kreis mit 11 Baumstümpfen, der das Centrum umgab, in dem die Urnen entdeckt worden waren. Die Vermutung, daß noch ein größerer Kreis existierte, bestätigte sich im Lauf der Ausgrabungen. Ein Umkreis von 150 Fuß Durchmesser wurde gefunden, der den ursprünglich ausgegrabenen einschloß. Stümpfe von großen Eichen standen ringsum, in einem Abstand von 12 Fuß, und die Zwischenräume wurden durch viel kleinere Stümpfe ausgefüllt. Das Holz ist gut erhalten, und der Boden besteht aus steifem Thon. Dieser interessante Fund wurde in diesen Tagen von der antiquarischen Gesellschaft von Lancashire und Cheshire unter der Führung des bekannten englischen Archäologen Professor Boyd Dawkins in Augenschein genommen. Professor Dawkins erklärte, daß er schon oft die Ausgrabungen von Pfahlbauten und mit Einspählungen umschlossenen Wohnungen mit angesehen hätte, aber er hätte noch nie die Verwendung von so großen Balken, oder einen andern prähistorischen Begräbnisplatz kennen gelernt, der sich mit diesem vergleichen ließe. Die Urnen gehören zweifellos in die Bronze-Zeit, als die Toten fast ohne Ausnahme verbrannt wurden. Dieser Begräbnisplatz scheint nach dem Muster der Einspählungen, die zum Schutz der Lebenden benutzt wurden, gebaut worden zu sein. Sicher hat man es hier mit einer Entdeckung zu thun, die für die Kenntnis der Urgeschichte von großer Bedeutung ist. Wahrscheinlich ist die Aische, die in den Urnen aufbewahrt wird, die einiger großer Häuptlinge jener frühen Zeit, da sie so sorgfältig aufbewahrt worden ist.

Physikalisches.

on. Die Erforschung magnetischer Stürme befruchtet die bekannte deutsche Autorität auf dem Gebiete des Erdmagnetismus Dr. A. Schmidt in der Zeitschrift „Terrestrial Magnetism“. Ähnlich den Luftwirbeln in unserer Atmosphäre, die als Cyclonen oder Tornados über die Erdoberfläche hinwegziehen, giebt es auch magnetische Stürme, deren Kenntnis nicht weniger wichtig ist. Sie äußern sich in starken Störungen der Magnetnadel, die sich zwar über die ganze Erde verbreiten, aber auf einer begrenzten Fläche doch besonders stark bemerkbar werden. Veranlaßt werden sie wahrscheinlich durch elektrische Strömungen in den höheren Schichten des Luftmeers oder in der Erdkruste selbst. Man weiß von ihnen bisher weder ob sie wie die Cyclone als Wirbel in fortgesetzter Bahn über die Erde hindurchziehen, noch ob sie Wirkungen der magnetischen Induktion sind, die sich von der Erde auf die Atmosphäre oder umgekehrt übertragen. Entschieden können diese Fragen, die für die Wissenschaft wichtiger sind, als der Laie glauben mag, nur durch gleichzeitige Beobachtungen an vielen Plätzen der Erde werden. Der einzige Erdteil, wo eine solche Beobachtung gegenwärtig eingerichtet werden könnte, ist Europa, und auch hier ist vorläufig die Zahl der magnetischen Observatorien zu gering, namentlich in den nördlichen Gebieten, auf die es besonders ankommt. Dr. Schmidt stellt daher einen Zukunftsplan auf, durch dessen Ausführung Karten der magnetischen Stürme erhalten und eine Aufklärung über die magnetischen Verhältnisse und über das Wesen der magnetischen Stürme herbeigeführt werden könnten. Dazu wäre es nötig, daß die magnetischen Apparate an den verschiedenen Beobachtungswarten wenig-

stens annähernd von derselben Empfindlichkeit sind, die nicht besonders hoch zu sein braucht, da es sich meist um den Vergleich bedeutender Schwankungen der erdmagnetischen Kraft handelt. Selbstverständlich müßten die Beobachtungen der einzelnen Stationen von einer Stelle aus zu einem Gesamtergebnis verarbeitet werden.

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Experimente mit dem Element Fluor. Einen neuen Gemischen Körper hat, wie die „National-Zeitung“ mitteilt, der Pariser Chemiker Moissan im Verein mit seinem Assistenten Lebeau kürzlich entdeckt. Moissan hatte sich in den letzten Monaten hauptsächlich mit dem Element Fluor abgegeben und dabei zunächst die wichtige Beobachtung gemacht, daß dieses Gas seine bekannte Wirkung, Glas zu äßen, nur dann ausübt, wenn es nicht ganz rein ist. Daraufhin vermochte Moissan mit vollkommen reinem Fluor auch in gläsernen Apparaten zu experimentieren, was bisher nicht möglich war und den Versuchen einen ganz neuen Spielraum gewährte. Er brachte nun eine mit reinem Fluor gefüllte und nur an einem Ende offene Glasröhre mit diesem offenen Ende in eine Schale mit Quecksilber, so daß der Inhalt der Röhre von der Luft abgesperrt war. Dann führte er ein Stück Schwefel von unten her durch das Quecksilber hindurch mittels eines Plattendrähies in die Röhre ein. Bei der Verbindung mit dem Fluorgas fing der Schwefel sofort Feuer und verbrannte mit einer sahlren Flamme. Es entstand in der Röhre ein Gas, das zuvor sicherlich noch niemals ein Chemiker unter der Hand gehabt hatte. Es besteht aber eigentlich nicht nur aus einem, sondern aus zwei neuen Gemischen Körpern, Verbindungen von Fluor mit Schwefel, die für die Wissenschaft gänzlich neu sind. Moissan hat bisher den einen Körper genau untersucht und bezeichnet den Stoff als Schwefelperfluorid, seine chemische Formel ist SF₆. Der Körper stellt ein farb-, geruch- und geschmackloses Gas dar, das unverbrennbar ist und bei einer Temperatur von -55 Grad C. zu einer weißen krystallinen Masse erstarrt. Trotz seines großen Reichthums an Fluor, einem sehr unbedingten Körper, ist das neue Gas merkwürdigerweise von ähnlicher Trägheit wie der Stickstoff, indem es nur sehr schwer dazu zu bewegen ist, sich mit andern Stoffen zu verbinden. Nur bei der Temperatur des elektrischen Funkens konnte es teilweise zerlegt werden, wobei sich auch sofort eine Aetzung der Glasröhre zeigte. Die wissenschaftliche Beschreibung dieser Experimente ist in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie der Wissenschaften niedergelegt worden.

Humoristisches.

— Der zaghafte Verehrer. Sie: Arthur, wenn Sie mir jetzt keinen Auf geben, schrei' ich! —

— Aussaat. Fräulein (zum kahlköpfigen Künstler): Ich bringe Ihnen hier eine Flasche Haarruchselixir, verehrtester Meister — nicht wahr, wenn es hilft, kriege ich auch später eine Lode von Ihnen! —

— Höfliche Rücksicht. Serenissimus: Erfahre da soeben, daß mein alter, lieber Stallmeister gestorben ist. Ist doch traurig.

Kindermann: Ja Hoheit, alle Menschen müssen sterben.

Serenissimus (wirft ihm einen strafenden Blick zu).

Kindermann (sich verbessernd): Fast alle. —

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Gerhart Hauptmann's Possenspiel „Schlud und Jan“ fand bei der Uraufführung im Münchener Hoftheater eine Ablehnung. —

— Die Aufführung des Björnsonschen Schauspiels „Ueber unsere Kraft“ im Josephstädter Theater in Wien ist von der Censur verboten worden. —

— Ein „Theater der Gegenwart“ will Otto Blöder-Eckardt im Herbst in Berlin eröffnen. —

— Im Opernhause werden in der nächsten Saison folgende Werke zur Uraufführung gelangen: „Simson und Delila“ von St. Saëns, „Matteo Falcone“ von Verelach und „Die Sybille“ von Gornemann. — Im Schauspielhause ist die Uraufführung folgender Stücke geplant: „Love you“ von Herzl, Thilo v. Throthas und Gustav v. Mosers Lustspiel „Der wilde Mentlingen“, ferner Calderons Lustspiel „Zwei Eisen im Feuer“. Otto Ernst, der Verfasser der „Jugend von heute“, arbeitet gegenwärtig an einem neuen Stück, das ebenfalls erworben ist und im Schauspielhause seine Uraufführung erleben soll. —

— Die Gründung eines ständigen, deutschen Theaters in Petersburg wird in der nächsten Zukunft erfolgen. —

— Bei der Aufführung des Stücks „Familie Bawroch“ im deutschen Sommertheater in Prag kam es zu turbulenten Szenen; das Stück spielt in Arbeiterkreisen. —

— „Come le foglie“, Giacosas neues Schauspiel ist für das Lessing-Theater zur Aufführung erworben worden. —